

St. Josephsgärtchen.

St. Josephsgärtchen.

Die hl. Familie in Aegypten.

(Fortsetzung.)

Ungefähr nach einem Aufenthalt von 1½ Jahren, da Jesus etwa zwei Jahre alt war, verließ die hl. Familie Heliopolis wegen Mangel an Arbeit und mancherlei Verfolgungen. Sie zogen mittagwärts gegen Memphis zu.

Als sie nicht weit von Heliopolis durch eine kleine Stadt kamen und sich in der Vorhalle eines offenen Gözentempels nieder setzten, um zu ruhen, stürzte das Gözenbild nieder und zerbrach. Darüber entstand ein Auflauf unter den Gözenpriestern, welche die heilige Familie anhielten und bedrohten. Im Rate aber stellte ein Priester den anderen vor, er halte es für besser, sich dem Gottes dieser Leute zu empfehlen, indem er sie daran erinnerte, welche Plagen über ihre Väter gekommen seien, als sie dieses Volk bedrängt, und wie in der Nacht vor ihrem Auszug in jedem Haus der Erstgeborene gestorben sei usw. Auf diese Beratung hin wurde die hl. Familie ungestört entlassen.

Sie zogen nun weiter bis nach Troja, einem Ort an der Morgenseite des Nil, Memphis gegenüber. Der Ort war groß, aber sehr kotsig. Sie gedachten hier zu bleiben, wurden aber nicht aufgenommen, ja sie konnten nicht einmal einen Trunk Wasser bekommen, noch einige Datteln, worum sie baten. Sie wandten sich daher wieder nördwärts und kamen zunächst zu einem Ort, der später Matara hieß. Dieser Ort, der auf einer Landzunge lag, sodass ihn von zwei Seiten das Wasser umgab, war sehr wüst und zerstreut. Die Wohnungen waren meist ganz schlecht von Dattelholz und festem Schlamm gebaut und mit Binsen bedeckt, sodass Joseph hier viele Bauarbeit erhielt. Er machte die Häuser fester von Flechtwerk und baute Gallerien darauf, wo sie gehen konnten.

Hier wohnten sie in einem dunkeln Gewölbe in einsamer Gegend, nicht weit von dem Tore, durch das sie eingezogen waren. Joseph baute wieder einen leichten Vorbau vor das Gewölbe. Auch hier fiel bei ihrer Ankunft das Gözenbild in einem kleinen Tempel und später alle Gözenbilder um; aber ein zweitesmal beruhigte ein Priester das Volk durch die Erinnerung an die Plagen Aegyptens. Später, als sich eine kleine Gemeinde von Juden und bekehrten Heiden um die hl. Familie gesammelt hatte, überließen ihnen die Priester den kleinen Tempel, und Joseph richtete ihn zu einer Synagoge ein. Er wurde wie der Vater der Gemeinde, und führte ein, dass sie die Psalmen ordentlich sangen, denn ihr Gottesdienst war ganz vernichtet.

Schon in Heliopolis hatte ich gesehen, dass, wenn Maria mit dem Jesukind in den Betraum ging, Joseph immer hinter ihnen stand, obwohl die andern Männer und Frauen an beiden Seiten des Raumes getrennt standen und saßen. Mir wurde auch das Jesukind gezeigt, wie es bereits größer war und oft von anderen Kindern besucht wurde. Es konnte schon artig sprechen und laufen, war viel bei Joseph und ging auch manchmal mit ihm, wenn er auswärts arbeitete. Es hatte ein langes, braunes Röckchen an, das aus einem Stück gestrickt oder gewirkt war.

Die Juden im Lande Gosen hatten schon in Ou (Heliopolis) Bekanntschaft mit der hl. Familie, und Maria verrichtete allerlei weibliche Arbeit für sie, machte Strick-, Flech- und Stickwerk und ähnliches. Sie wollte aber nie überflüssige Sachen oder eitlen Schmuck machen, sondern nur das Notwendige und die Bekleider. Ich sah, dass Frauen ihr Arbeit brachten, welche sie nach der Mode und zur Eitelkeit verlangten, und dass Maria die Arbeit zurück gab, so sehr sie auch einige Erwerbes bedurfte. Ich sah auch, dass die Frauen ganz schnöd über sie schimpften.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Ein Ruf ins Kloster.

In dem Herzen des so wunderbar geleiteten Kindes wurde das Verlangen immer mächtiger, nur allein für Gott zu leben. Darum sah es beständig auf eine Lebensweise, bei der es dies am sichersten erreichen könnte. Lange trug sich Anna Katharina mit dem Gedanken, heimlich das elterliche Haus zu verlassen, um in weiter Ferne eine Stätte zu finden, wo sie unerkannt ein blühendes Leben zu führen gedachte. Außer Gott waren ihr ja die Eltern und Geschwister das einzige Gut, an dem sie mit zärtlicher Liebe hing; darum erschien ihr die Treue gegen Gott unvollkommen, wenn sie noch länger in der Heimat bliebe. Desgleichen fühlte sie eine solche Neigung zu Ordenspersonen, dass sie sich vor Rührung nicht zu fassen wusste, wenn sie auch nur das Gewand eines strengen Ordens erblickte; allein sie wagte kaum zu denken, dass sie des Glückes teilhaft werden könnte, selbst einmal ein solches Kleid zu tragen.

Nach der Anschauung der Kirche tritt zwar jede Seele durch die Ablegung der Gelübde der heiligen Armut, der Keuschheit und des Gehorsams unter einem geistlichen Obern zu Gott in das Verhältnis geistiger Brautschafft; allein die außerordentliche Berufung, die an Anna Katharina erging, der Aufwand ungewöhnlicher Gnaden, deren sie gewürdigt wurde, und die besondere Treue, welche sie in ihrem Gebrauche zu leisten hatte, sind ein Beweis, dass ihre Brautschafft eine ganz einzige und bevorzugte werden sollte, und dass sie erkoren war, dem Bräutigam der Kirche jene Unbilden zu ersezten, die der Treubruch Unzähliger ihm bereitete.

Im fünften oder sechsten Lebensjahr erhielt sie von Gott die erste förmliche Berufung zum heiligen Ordensstand. Sie bekannte später hierüber: „Ich war noch ein sehr kleines Mädchen und hüte die Küh. Da kam ich ins Gesicht; es war mir, als gehe ich nach Jerusalem. Es kam eine Klosterfrau zu mir, die ich später als Johanna von Valois kennen lernte, sie war sehr ernst und führte ein wunderschönes Knäblein von meiner Größe an der Hand und sprach zu mir: „Sieh' diesen Knaben an! Willst du ihn zum Bräutigam?“ Ich sagte ja, und sie versicherte mich, ich solle nur ganz ruhig sein und harren, bis er

käme; ich würde Klosterfrau werden. Dies schien mir ganz unmöglich, aber sie wiederholte, ich würde gewiß in ein Kloster kommen, denn diesem meinem Bräutigam sei alles möglich. Daran hielt ich nun fest und sicher. — Als ich erwachte, trieb ich die Kühre ruhig nach Hause. Ich hatte das Gesicht am hellen Mittag. Solche Gesichte beunruhigten mich nie, und ich glaubte, alle Menschen hätten den gleichen Umgang mit Gott. —

Mein Vater hatte ferner das Gelübde gemacht, alljährlich ein fettes Kalb in das Annunziaten-Kloster in Koesfeld zu schenken. Wenn er es dorthin brachte, pflegte er mich mitzunehmen. Kamen wir nun ins Kloster, so trieben die Nonnen mit mir kindischen Scherz. Sie setzten mich ins Drehfenster und drehten mich bald zu sich ins Kloster, mich zu beschönigen, bald drehten sie mich wieder heraus, mich scherzend fragend, ob ich nicht bei ihnen bleiben wolle. Ich sagte immer ja und wollte nicht wieder fort. Da sagten sie dann: „Das nächstmal wollen wir dich behalten!“ So klein ich war, so gewann ich doch eine große Liebe zu diesem Kloster, in welchem noch eine gute Ordnung herrschte. Hörte ich die Glocken in der Klosterkirche, so betete ich in der Meinung, meine Andacht mit den frommen Klosterleuten zu vereinigen, und so bekam ich einen inneren, lebendigen Bezug auf das Annunziaten-Kloster.

Seitdem stand in Anna Katharina unwiderruflich der Entschluß fest, in ein Kloster zu treten, und da sie vorläufig noch keine Möglichkeit dazu sah, ging ihr eifriges Bestreben dahin, in der Welt, so gut sie es verstand und die Verhältnisse es erlaubten, das Leben einer Ordensperson zu führen. Eltern und Vorgesetzte würden ihr gleich geistlichen Oberen, denen sie den pünktlichsten Gehorsam leistete, und was an Abtötung, Überwindung und Eingezogenheit eine Klosterregel vorschreiben mag, das übte sie nach inneren Weisungen so vollkommen, als sie es nur vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Hilfe des hl. Joseph auf hoher See.

Mehr als Worte vermögen, dürfte das folgende Ereignis zur Verehrung des hl. Joseph aneifern. Ein Missionär der „Väter vom heiligen Geist und dem heiligsten Herzen Mariä“ erzählt die Tatsache also:

Am 24. Oktober 1884 verließen wir auf dem Schiffe Argo Hall-Bille und siederten über das Indische Meer nach Madagaskar (an der Ostküste von Afrika.) Am Morgen des 25. Oktober fuhr das Schiff fest auf einen Felsen. Um loszukommen, arbeitete die Maschine den ganzen Tag mit voller Dampfkraft. Alle Leute, die auf dem Schiffe waren, legten Hand an und machten übermenschliche Anstrengungen. Aber umsonst, das Schiff wich nicht vom Fleck.

Der Schiffskapitän M. J. Roussel ließ, um das Schiff zu erleichtern, 91 Ochsen, Kohlen, Kaufmannswaren usw., alles in Gewichte von 200 Zentner, über Bord ins Meer werfen. Vergeblich, das Schiff regte sich nicht.

Der Wind war stark, das Meer aufgeregzt und Land in sehr, sehr weiter Ferne. Unsere Lage war höchst gefährlich. Das Schiff konnte sich jeden Augenblick spalten. Die Matrosen sagten, daß von hundert Schiffen in ähnlicher Lage kaum eines gerettet würde. Die Passagiere waren von Furcht ergripen und einige wurden krank vor Schrecken.

Abends gegen halb 9 Uhr stieg der Kapitän in den Salon, um etwas zu genießen. Er hatte den ganzen Tag weder etwas gegessen, noch getrunken, er war ganz erschöpft und abgemattet. Ich sagte ihm: „Mut, Herr Kommandant! Die Schwestern (zwei Missionsschwestern vom hl. Joseph) und ich, wir haben die hl. Jungfrau und den hl. Joseph angerufen. Ich bin sicher, sie kommen uns zu Hilfe, und wir gelangen zum Hafen.“

„O“, sagte der Kapitän, „der heil. Joseph ist mein Namenspatron!“ Er hatte keine Zeit, weiter zu reden, denn in demselben Augenblick trat der Mechanist ein und sagte: „Herr Kommandant, die Maschine versagt ihren Dienst, es ist etwas beschädigt!“ — „Dann löschten Sie das Feuer aus!“ sagte erregt der Kapitän.

Menschlicherweise zu urteilen, blieb keine Hoffnung mehr, da die Dampfmaschine fehlte. Das war der Augenblick, den der hl. Joseph erwählt hatte, um sich zu zeigen.

Der Kapitän stand einige Augenblicke ratlos da, dann ging er zum Hinterteil des Schiffes und rief: „Die Männer an die Arbeit!“

Vom Morgen an hatte die Maschine den ganzen Tag mit voller Kraft gearbeitet und das Schiff hatte sich nicht rütteln und regen wollen. Jetzt mochten etwa vier Mann Hand angelegt haben. Aber der hl. Joseph war da!

Das Schiff erhält einen Ruck, kracht und dröhnt über dem Fels — kurze Zeit, und es ist flott.

Den folgenden Tag fährt es stolz dahin auf hoher See. „Wir sind gerettet! Dank und Liebe dem hl. Joseph!“ So der Missionär.

Wir alle fahren über das stürmische Meer dieses Lebens. Bitten wir den hl. Joseph, daß er unser zerbrechliches Fahrzeug lenke. Unter seinem Schutz sind wir sicher vor Schiffbruch und gelangen wohl behalten in den Hafen der ewigen Seligkeit.

Eine Lehrersfamilie im wahren und idealen Sinn des Wortes ist die Familie des Herrn Lehrers Martin Rüthig in Biesingen (Rheinpfalz), indem sämtliche Söhne einem hohen Lehrberuf sich gewidmet haben oder noch widmen wollen. Der älteste Sohn P. Joseph ist Lehrer am Gymnasium in Freiburg i. Schw. als Priester des Minoritenordens. Der zweite Sohn, Trappistenpater Chrysostomus, wirkt in Mariannhill im fernen Afrika als Missionär unter den Schwarzen. Zwei Söhne des genannten Herrn wollten auch noch Priester werden, sind aber nahe am Ziele im Alter von 18 und 21 Jahren gestorben. Jetzt hat Herr Lehrer Rüthig noch 2 Söhne, die Zwillingssöhne sind. Der eine von diesen trat am 21. Oktober 1908 die vierwöchentliche Reise nach Afrika an, um an der Seite seines Bruders auch als Missionär und Lehrer der Schwarzen in Mariannhill zu wirken. Auch der zurückbleibende Zwillingsschüler gedenkt Priester zu werden. So bringt Herr Lehrer Rüthig, der sich in unserer Gemeinde einer einzigartigen Beliebtheit erfreut wegen seines offenen, leutheligen und geraden Charakters, alle seine Söhne Gott dem Herrn zum Opfer, die da in der schönsten Weise die Worte des Herrn als echte Lehrerssöhne befolgen: „Gehet hin und lehret alle Völker!“

A. von Hoffmann

Von Pavianen geraubt.

Von R. H.

Mein Geburtsort war Garsington in Oxfordshire, schreibt Allan Quatermain in seiner Selbstbiographie. Aus meiner Kindheit ist mir namentlich ein Ereignis in lebhafter Erinnerung geblieben. Ich war mit mehreren andern Kindern von Herrn Carson zur Weihnachtsbescherung eingeladen worden. In dem mit dunklem Eichenholz getäfelten Speisezimmer stand der Weihnachtsbaum. Ich war in der großen Gesellschaft, die hier zusammenkam, etwas schüchtern, versteckte mich daher halb hinter einem Stuhle und beobachtete das Töchterlein des Hausherrn, Stella mit Namen, die als Weihnachtsgeschenk gekleidet war und den Kindern die Geschenke vom Baume austeilte. Endlich kam die Reihe an mich. Ich erhielt einen großen Affen. Stella hatte ihn von einem untern Zweig herabgenommen und mir mit den Worten eingehändigt: „Das ist mein Weihnachtsgeschenk für dich, kleiner Allan Quatermain.“

Während sie dies tat, berührte ihr mit Baumwollwatte überklebter Ärmel eine der brennenden Wachskerzen und fing Feuer! — Das arme Mädchen war vom Schreck wie gelähmt; die Damen, die in der Nähe waren, schrien laut auf, doch keine von ihnen rührte sich. Da warf ich mich selbst instinktmäßig auf das brennende Kind, schlug mit beiden Händen tapfer auf das hell aufflodernde Feuer, und bald glückte es mir, es zu ersticken. Wohl habe ich mir dabei die Hände gehörig verbraunt, sodass sie noch lange nachher verbunden werden mussten, doch, — was die Hauptfache war — die kleine Stella Carson war gerettet. Sie hatte überhaupt keinen Schaden genommen; nur am Halse blieb eine kleine Brandwunde zurück. Dies ist, wie gesagt, das Ereignis, das mir aus meiner Kindheit am lebhaftesten in Erinnerung blieb.

Bald darauf wanderte Herr Carson aus. Er war von einer ihm sehr nahestehenden Person aufs empfindlichste an seiner Ehre geprägt worden. Die Heimat ekelte ihn jetzt an; er verkaufte all' sein Hab und Gut und bestieg ein Schiff. Drüber, überm großen Weltmeer, in irgend einem abgelegenen Winkel Afrikas, wollte er sich mit seiner kleinen Stella lebendig vergraben. Niemand sollte ihn mehr kennen, niemand den Namen „Carson“ aussprechen. —

Ein halbes Jahr später pochte das Unglück an unsere eigene Tür. Böswillige Menschen warfen heimlich ein totes Schaf in unseren Brunnen. Das Wasser wurde verpestet, meine Mutter und sämtliche Geschwister starben rasch nacheinander dahin, der Vater aber folgte dem Beispiel Carsons, verkaufte sein Haus und zog mit mir nach Südafrika.

Zu jener Zeit hatte die Zivilisation im südlichen Afrika noch wenig Fortschritte gemacht. Mein Vater kaufte eine Farm und bewirtschaftete sie mit Hilfe einiger Kaffern. Als nächste Nachbarn hatten wir ein paar Burenfamilien. Hier nun wuchs ich zum Manne heran. Ich wurde ein scharfer Beobachter der Natur und der Menschen. Als ich 20 Jahre alt war, sprach ich außer Englisch, meiner Muttersprache, auch Holländisch und Kaffisch, und zwar in drei bis vier Dialektien, war ein tüchtiger Schütze und Reiter und dabei so stark und kräftig, dass ich die größten Anstrengungen und Entbehrungen mit derselben Leichtigkeit ertragen konnte, wie die schwarzen Eingeborenen.

Da starb mein guter Vater. Als ich eines Abends vom Felde heimkam, fand ich ihn tot in seinem Lehnsstuhl. — Ich begrub ihn mit all' der Liebe eines guten Sohnes, doch meines Bleibens war fortan auf der Farm nicht mehr. Ein gewisser dunkler Trieb drängte mich unverstehlich fort, hinaus in die wilde Fremde. Ich wollte weit hinaus ins Innere, bis zum Sambesi hinauf. Ein schon ziemlich bejahrter, doch noch äußerst rüstiger Kaffer begleitete mich. Er hieß Indabasimbi und stand bei seinen Landsleuten im zweifelhaftesten Ruf eines großen Zauberers. Es war derselbe, der einst dem Lijhaka in dem großen Hexengericht den Gnuscheiß ins Gesicht geschlagen hatte und deshalb von ihm als der einzige Wahrjager in ganz Zululand anerkannt und begnadigt worden war.

Die vielen Abenteuer, die wir auf unseren Reisen zu bestehen hatten, will ich stillschweigend übergehen. Nur eines sei hier kurz erwähnt: Der Burenführer Hans Botha, der mit einem Häuslein seiner Leute auf der Wanderung nach einer neuen Ansiedlung begriffen war, wurde von einem feindlichen Kaffernstamm angegriffen und nach heldenmütiger Gegenwehr mit all den Seinen grausam hingemordet. Nur sein etwa sechsjähriges Mädchen, Tota mit Namen, ein überaus liebenswürdiges Kind, blieb dabei wie durch ein Wunder verschont. Ich nahm mich des armen Waisenkinds an, das mich bald wie seinen eigenen Vater liebte.

Nach langem, langem Wandern kamen wir, d. h. ich, Indabasimbi und Tota, an eine Wüste, eine weite, sandige Gegend, die hie und da von niedrigem Strauchwerk und zerstreuten Felsblöcken unterbrochen wurde. So weit das Auge nur reichte, war nichts als Stein und Busch und Sand. Nur am äußersten Horizont entdeckte ein scharfes Auge eine Kette blaugrauer Berge, aus deren Mitte ein hoher, einsamer Berg in die Luft ragte. Dies war das nächste Ziel unserer Reise.

„Indabasimbi“, sprach ich zu meinem schwarzen Begleiter, „wir können niemals da hinüber, und wenn wir eine volle Woche ratslos weiter wandern.“

„Wie du willst, Makumajan“ — so nannte er mich — „aber ich sage dir, daß dort — dabei zeigte er auf die obige Bergkuppe — ein weißer Mann lebt. Wende dich, wohin du willst, aber ich sage dir, falls du eine andere Richtung einschlägst, werden wir alle miteinander umkommen!“

Das war nun eine schlimme Sache! Wir waren allein, fast ohne Nahrung, ohne Transportmittel, und hatten obendrein ein sechsjähriges Kind zu tragen. An eine Rückkehr war nicht zu denken, vor uns aber lag die öde, wasserlose Wüste. Da hieß es, der göttlichen Vorsehung sich anzuvertrauen; Gott allein konnte uns noch helfen.

„Komm“, sagte ich zu Indabasimbi, indem ich die vom langen Wandern vollständig erschöpfte Tota auf den Arm nahm, „wir wollen nach dem fernen Berge zuwandern, denn schließlich führen alle Wege zur Ruhe. Gelangen wir glücklich bei dem weißen Manne an, von dem du sprachst, um so besser.“

Der geneigte Leser möge mir erlassen, all das Elend zu schildern, das wir im Laufe der nächsten vier Tage durchzumachen hatten. Es grenzt einfach ans Unglaubliche. Wir waren bald ohne Nahrung, und, was noch entsetzlicher war, ohne Wasser. Ein kleines Restchen sparten wir für das arme Kind, das

wir abwechselnd in der afrikanischen Sonnenhitze durch den tiefen Sand trugen. Nacht für Nacht lagerten wir in dem Strauchwerk, tausen die Blätter und leckten den Tau von dem spärlichen Gras. Weit und breit keine Quelle, keine Wasserpflüze, kein Wild.

Es war die dritte Nacht; wir waren vor Durst wie toll. Tota hatte das Bewußtsein verloren. Indabasimbi hatte noch ein wenig Wasser in seiner Flasche, vielleicht ein Weinglas voll. Wir feuchteten unsere Lippen und schwärz gewordene Zungen damit an. Den Rest gaben wir dem Kind; es belebte sie. Sie erwachte aus ihrer Ohnmacht, um kurz darauf in einen tiefen Schlaf zu sinken.

Endlich brach die Dämmerung an. Die Hügel schienen nicht weiter als acht englische Meilen ($2\frac{1}{2}$ Wegstunden) entfernt und waren grün. Dort mußte also Wasser sein!

„Komm!“ sagte ich zu Indabasimbi, „brechen wir auf; dort drüber bei jenen Bergen wünscht uns Rettung!!“ Der Schwarze hob Tota in eine Art Tragriemen, die wir aus der Decke gemacht hatten und worin wir sie auf dem Rücken trugen. So taumelten wir eine Stunde weiter durch den Sand. Das Kind erwachte und schrie nach Wasser, aber ach, wir konnten ihm keins geben. Uns selbst hingen buchstäblich die Zungen aus dem Munde, sodaß wir kaum mehr sprechen konnten.

Wir rasteten eine Weile; Tota fiel neuerdings in Ohnmacht. Dann brachen wir auf. Indabasimbi trug das Mädchen. Der alte, nur aus Haut und Knochen bestehende Mann hatte eine wunderbare Kraft und zeigte eine staunenswerte Fähigkeit und Ausdauer.

Wieder eine Stunde. Der Fuß des großen Bergriegels konnte kaum mehr als eine halbe Stunde entfernt sein. Ungefähr hundert Schritte von uns entfernt stand ein großer Assenbrothaum. Endlich hatten wir ihn, total erschöpft, erreicht. Der Schatten unter seinem dichten Blätterwerk erschien uns wie die Kühle eines Steingewölbes. Ein guter Ort zum Sterben, dachte ich mir; dann schlief ich ein.

Da war es mir plötzlich, als falle mir auf Gesicht und Kopf plötzlich ein erquickender Regen. Langsam mit unendlicher Mühe öffne ich die Augen, um sie sofort wieder zu schließen. Nun war es mir, als habe ich eine Vision: Ein schönes, dunkeläugiges Mädchen beugte sich über mich und sprang mir Wasser ins Gesicht. Wie kam dieses weiße Mädchen hierher in die Wildnis? — Horch, nun spricht sie! Ihre melodische Stimme klingt süß wie eine Musik. „Hendrika“, spricht sie im reinen Englisch, „ich fürchte, er stirbt; eile schnell zu meiner Satteltasche und bringe mir etwas Kognak!“

„Ah, ah!“ grunzte eine harte Stimme als Erwiderung. „Fräulein Stella, lassen Sie ihn sterben!“ Er wird bringen Unglück! Lasse sterben, sage ich!“

Nun öffnete ich abermals meine Augen und erkannte nun, daß es kein Traumgesicht, sondern Wirklichkeit war, was ich sah und hörte. Vor mir stand eine hohe, anmutige Frauengestalt mit dunklen, blitzenden Augen. Ihre ausgestreckte Rechte zeigte auf ein zweites weibliches Wesen, das halb wie ein Mann gekleidet war. Dieses sonderbare Geschöpf war noch jung, von weißer Gesichtsfarbe, kaum mittelgroß, hatte eingebogene Beine und riesige Schultern. Ihre Stirnewich zurück, während Kinn und Mund stark hervortraten, kurz, sie erinnerte mich in ihrem ganzen Wesen an einen Affen.

Die Dame fuhr sie streng an mit den Worten: „Wie kannst du es wagen, mir schon wieder ungehorsam zu sein? Weißt du nicht, was ich dir gesagt habe?“

„Ah, ah!“ grunzte das wilde Mädchen. „Mis Stella, bitte mir nicht böse sein! Das tut dem Kind weh. Was ich sagte, ist wahr; doch will gehen und holen Kognak.“

„Keinen Kognak“, stammelte ich mühsam, so weit es eben meine geschwollene Zunge zuließ. „Wasser, Wasser!“

„Ah, er lebt!“ rief nun die junge Dame aus, „und spricht englisch! Sehen Sie, Herr, hier in Ihrer Flasche ist Wasser. Ich habe es soeben aus der nahen Quelle geholt; sie ist dicht nebenan, gleich auf der anderen Seite des Baumes.“

Ich richtete mich mühsam in sitzende Stellung auf, hielt die Flasche an die Lippen und sog gierig die köstliche Flüssigkeit ein. O dieser Trunk frischen, klaren Wassers! Noch nie hatte ich so etwas Köstliches genossen. Sofort fühlte ich wieder das Leben in meine halberstorbene Glieder zurückkehren; doch vorsichtigerweise ließ sie mich nicht viel trinken.

„Genug, genug!“ sagte sie, „vorläufig nicht mehr!“ und nahm mir dabei mit sanfter Gewalt die Flasche aus der Hand.

„Das Kind“, sagte ich, „das Kind! Ist es tot?“

„Ich weiß es nicht. Wir sind erst vor wenigen Minuten hierher gekommen und vor allem versuchte ich es, Sie wieder zum Leben zu erwecken.“

Ich wandte mich um und trock zu der Stelle, wo Tota neben Indabasimbi am Boden lag. Keines von beiden rührte sich. Die Dame besprengte nun Totas Gesicht mit Wasser, — Hendrika tat dasselbe an Indabasimbi, — mich aber wandelte, als ich das Wasser fließen sah, fast eine Art Neid an, so groß war noch mein Durst und so sehr verlangte mein Innerstes nach dem köstlichen, unvergleichlichen Nass! Bald öffnete Tota zu meinem Entzücken die Augen und versuchte zu reden, doch das arme Ding konnte nicht, so sehr waren ihr Zunge und Lippen geschwollen. Nun gab ihr die Dame zu trinken, und der Erfolg war, ähnlich wie bei mir, fast wunderbar. Wir erlaubten ihr, etwa eine Tasse voll zu trinken, obwohl sie bitterlich weinend nach mehr verlangte. In diesem Augenblick kam auch der alte Indabasimbi unter Stöhnen zu sich. Er öffnete die Augen, griff nach der Flasche und tat einen kräftigen Schluck, denn er hatte die Situation sofort begriffen.

Nun hielt ich eine kleine Umschau und erblickte zu meiner Linken zwei gute Pferde. Das eine trug einen rohgearbeiteten Damensattel, das zweite war ohne alles. Zur Seite lagen zwei Hunde von gedrungener Windspielart; sie beobachteten uns genau und fixierten zeitweilig einen toten Dryxbock, den sie augenscheinlich erjagt hatten.

„Hendrika“, sagte nun die Dame, „schau nach, ob reife Früchte auf dem Baum zu finden sind.“

„Ja, ich sehe welche, aber sie hängen hoch, ganz droben an der Spitze.“

„Hole sie herab!“

„Das ist leichter gesagt, als wie getan“, dachte ich bei mir selbst; doch ich hatte mich sehr geirrt; denn das Mädchen sprang plötzlich über einen Meter hoch in die Luft, griff mit ihren großen, flachen Händen nach einem vorspringenden Ast — ein Schwung, um den sie ein Akrobat hätte beneiden können, — und oben war sie! „Nun geht's nicht weiter“, dachte ich

wieder, denn der nächste Ast war außerhalb ihres Bereiches. Doch abermals irrite ich mich. Sie stellte sich auf einen Zweig, hielt ihn mit den nackten Füßen fest und schwang sich im Nu nach dem oberen Ast, den sie mit festem Griff erfaßt hatte.

Die Dame las mir offenbar das höchste Erstaunen vom Gesichte ab. „Wundern Sie sich nicht“, sagte sie, „Hendrika ist nicht wie andere Leute; sie fällt nicht.“

Ich fand keine Antwort, beobachtete aber das Vordringen der seltsamen Person mit atemlosem Interesse. Weiter ging sie, schwang sich von Ast zu Ast und lief darauf entlang wie ein Affe. Endlich gelangte sie zur Spitze und griff nach dem Zweige mit den reifen Früchten. Dann gab es einen Krach — noch einen zweiten — und der Ast, auf dem das Mädchen stand, brach. Ich schloß die Augen und erwartete, sie im nächsten Augenblick zertrümmt am Boden zu sehen.

„Fürchten Sie nichts“, sagte die Dame lachend, „sehen Sie, sie ist ganz wohlbehalten. Ich blickte auf, und so war es. Sie hatte beim Fallen einen Ast ergriffen, hing einen Augenblick daran, und ließ sich dann jachte auf den nächsten nieder. Auch der alte Indabasimbi war der Vorstellung mit Interesse gefolgt, schien sich aber darüber wenig zu wundern. „Ein Pavian-Wieb“, sagte er trocken, als ob es solcher Leute genug gebe; dann versuchte er Tota zu trösten, die nach mehr Wasser jammerte. Mittlerweile kam Hendrika mit großer Geschwindigkeit vom

Baum herunter und schwang sich, indem sie sich am letzten Ast festhielt, von etwa 10 Fuß Höhe auf die Erde nieder.

Zwei Minuten später saugten wir alle an der fleischigen Frucht. Sonst würden wir sie wohl wenig schmackhaft gefunden haben, jetzt aber schien sie uns das delikatste Ding, das wir je verkostet hatten. Wenn man drei Tage ohne Speise und Trank in der Wüste zugebracht hat, ist man nicht anspruchsvoll. Während wir noch die Frucht aßen, trug die Dame ihrer Begleiterin auf, dem Dryxbok, den die Hunde getötet hatten, das Fell abzuziehen. Sie selbst begann aus dünnen Baumästen ein Feuer anzuzünden. Sobald es hell brannte, nahm sie Streifen des Dryxfleisches, röstete sie und reichte sie uns auf Blättern dar. Wir aßen und dursten sodann wieder ein wenig Wasser trinken.

Hierauf führte sie Tota zur nahen Quelle und wusch sie. Dann kamen auch wir mit Waschen an die Reihe. Welch' eine Wohltat! Allerdings nur mühsam gehend, doch ein anderer Mensch, kehrte ich zum Baume zurück, wo die schöne junge Dame mit Tota auf den Knieen saß. Sie wiegte das Kind in Schlaf und hielt den Finger in die Höhe, damit ich nicht spräche. Endlich schlief das Kind einen guten, festen Schlaf, — ein Beispiel, dem ich gerne gefolgt wäre, wenn mich nicht brennende Neugierde gequält hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die hl. drei Könige in der Kunst.

Nach Prof. Dr. Georg Nietschel.

Weihnachten — nur das deutsche Volk hat das Fest mit einem Namen geschmückt, der der eigenen Sprache und dem unmittelbaren Empfinden des Volksstums entspringt. Das französische Volk wandelt das lateinische Wort „natalis“, d. h. Geburtstag (Jesus), in sein „Noël“ um, mit welchem Namen es das Fest bezeichnet, und der Engländer entlehnt sein „Christmas“ — Christmesse — der lateinischen Kirchensprache. Das deutsche Wort „Weihnachten“ bezieht sich allerdings zunächst nicht nur auf das Weihnachtsfest selbst für sich allein, sondern umfaßt die „zwölf heiligen Nächte“, d. h. den gesamten Zeitraum zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar, der als besonders geheiligt galt. Am 6.

Januar schließt sich dann das Epiphanienfest an, das zuerst als Fest der Taufe Jesu galt, dann aber in der mittelalterlichen Kirche zum „Feste der heiligen drei Könige“ wurde.

In der christlichen Kunst finden wir als Gegenstand des Weihnachtsfestes naturgemäß zunächst die Anbetung des Christkindes durch

Maria, Joseph und die Hirten an der Krippe zu Bethlehem. Aber auch die Anbetung der Könige trägt durchaus weihnachtlichen Charakter, weil sie ebenfalls oft unmittelbar in den Stall zu Bethlehem verlegt wird und eine Anbetung des Christkindes darstellt, ja öfter auch mit der Anbetung seitens der Hirten vereint wird. In den sogen. Krippen, die das Weihnachtsfest verherrlichen, dürfen neben den anbetenden Hirten die hl. drei Könige nicht fehlen.

Im Evangelium des Evangel. Matthäus wird berichtet:

„Als Jesus zu Bethlehem geboren war, siehe, daß kamen die Weisen vom Morgenlande gen Jerusalem.“ Die Erzählung schließt: „Und sie gingen in das Haus, und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder, und beteten es an, und taten ihre Schäze auf, und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.“

Der Bericht spricht nicht von Königen, sondern von „Weisen“, oder, wenn wir das griechische



2. Wandgemälde aus den römischen Katakomben (Nach Wilpert, „Die Malereien der Katakomben Roms“, Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung.)